

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Königs-Tedeum

gerinnt —: „Ich fordere Ew. Majestät zur Sühne für die einem preussischen Offizier angetane Schmach auf Pistolen!“

Ich will zuspringen und den Wahnsinnigen zurückreißen. Vernichtend sieht mich der König, der mein Vorhaben gewahrt, an. Wie in der Erde verwurzelt bleibe ich stehen.

Schon hat Dietrich die Pistole aus dem Gurt gerissen. „Bedingungen“ — höre ich ihn durch das Brausen meines Blutes sagen — „Bedingungen: Drei Schritt Distanz. Einmaliger Kugelwechsel. Den ersten Schuß mir. Als dem Beleidigten“.

Und damit hebt er die Pistole, legt an und zielt auf das Herz seines Königs.

Jetzt hält es niemanden von uns mehr. Hinstürzen! Zupacken! Aus der Hand schlagen! Zurückreißen! Über den Schädel hauen! saust es in allen Hirnen. Der König hebt abwehrend seine Hand gegen uns, und wir — der König ist der König! und wenn er sterben will, so ist es seine Sache, nicht Sache seiner Untergebenen! — wir bleiben, des Ungeheuersten gewärtig, im Glied stehen. Da reißt Dietrich von Degenfeld die Pistole, die noch immer auf das Herz des unbeweglich wartenden Königs gerichtet ist, mit einem Ruck hoch, daß sein Arm senkrecht gen Himmel schreit, und knallt ins blaue Firmament hinauf.

„Die Kugel war für Ew. Majestät bestimmt“, kommt es langsam, Silbe um Silbe gemeißelt, aus seinem Mund. „Leider habe ich gefehlt. Den nächsten Schuß haben Ew. Majestät. Da ich in-

dessen nicht erwarten darf, daß der König nach dem Willen seines Untergebenen auch nur einen Finger krümmt, bitte ich untertänigst um die Erlaubnis, für Ew. Majestät abdrücken zu dürfen.“ Spricht's. Reißt die noch immer gen Himmel gereckte Pistole herunter. Kehrt sie diesmal gegen sein eigenes Herz. Drückt ab. Sinkt tot zusammen. Unbeweglich steht der König. Dann tritt er zwei Schritte vor, beugt sich nieder, streicht dem Toten über das rogenblonde Haar, das durch den Fall unbedeckt geworden ist, und spricht: „Dir habe ich Unrecht getan. Und um Deinetwillen werde ich niemals mehr einen Offizier schlagen. Auch dann nicht“ — dabei richtete er sich auf und sagte wieder uns ins Auge — „auch dann nicht, wenn sie es verdienten und, im Gegensatz zu Dir, ertrügen.“ Der König hat Wort gehalten. Seit diesem Tag hat er keinen Offizier mehr geschlagen.

Ich denke, meine Herren, wir haben uns verstanden. Der König ist der König! In Stock und Eisen schließ ich den, der mit der Wimper muckt, wenn ihm vom König Unrecht geschieht. Aber: Einen Hundsfott heiß ich, wer seine Ehre nicht auch gegen einen König zu wahren weiß. Und damit:

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

„Auf Morgen!“

„Auf Morgen!“

„Und: Vivat König Friedrich!“

„Vivat Fridericus!!!“

Das Königs-Tedeum¹.

Als Friedrich der Große siegreich aus dem Siebenjährigen Kriege heimgekehrt war, erwartete alle Welt: Er werde eine himmelanhallende Jubelfeier befehlen und dem Großen Alliierten, der ihn nicht verlassen, sondern die Niederlagen-Nächte immer wieder durch das Aufgehen der Sieg-Sonne verschleucht hatte, mit Pauken und Trompeten seinen Dank darbringen. Aber diese Erwartung aller Welt erfüllte sich nicht. Die Tage reiheten sich zu Wochen, die Wochen zu Monaten; Februar und

¹ Genehmigter Abdruck aus Hans Franck, „Fridericus“, Langen/Müller Verlag, München.

März, April und Mai gingen hin, ohne daß der König die Menge für ein Freudenfest vor dem Altar des Herrn zusammentrief.

In der zweiten Woche des Juni jedoch erhielt der königliche Kapellmeister in Berlin, Karl Heinrich Graun, den Befehl, am 16. Juni vor Friedrich in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam sein Tedeum erklingen zu lassen. „Am Tag von Kollin, zum Gedenken an eine Niederlage Gott loben?“ murrte die Menge. Einige lakainenhafte Klüglinge aber, die ihren Großen König selbst

dann verstanden hätten, wenn er — über Nacht kindisch geworden — von ihnen bei dem Versuch angetroffen wäre, auf den Händen statt auf den Füßen zu gehen, schwelgten: „Welchen würdigeren Tag zum Dankfest konnten Majestät auswählen als den Tag Ihrer ersten, ohne Belang gebliebenen Niederlage?“

Graun hatte keine Zeit, sich um das Für und Wider der Meinungen, um die Berechtigung und Herrichtung des Tages der Siegesfeier zu kümmern. Er probte des Vormittags und des Nachmittags, probte des Morgens und des Abends, probte mit Orchester und Chor, probte die Soli und die Tutti. Wie wenn es nichts auf der Welt gäbe als seine Töne. Die sollten in makelloser Reine erklingen und das Laudamus die Herzen der vielhundert Hörer, welche die Kirche bis in den dunkelsten Winkel füllen würden, zu Höhen hinan tragen, auf die sie sich aus eigener Kraft nicht emporzuschwingen vermochten.

Eine Stunde vor der befohlenen Zeit saßen Chor und Orchester vollzählig auf den Bänken der Orgelempore. Graun, ein wohlbeleibter Sechziger, dessen hohe Stirn manchen Ruhmeskranz, sichtbar und unsichtbar, getragen hatte, trat an die geschweifte Brüstung. Selbstsicher sah er in die leere Kirche hinab. Und teils um seine sich behaglich reckende Eitelkeit zu streicheln, teils um die Kräfte seiner Tondienner noch über jenes ungewöhnliche Maß hinauszusteuern, das sie während der aufpeitschenden Proben bereits erreicht hatten, hielt er — als er sich wieder umgewandt hatte — mit gedämpfter Stimme folgende Ansprache: Nur noch Minuten, dann werde die Kirchentür aufgehen und eine Zuhörerschaft sich versammeln, wie sie in gleicher Bedeutsamkeit noch kein Chor zu seinen Füßen gesehen habe. Zunächst das Volk. Das sei der Resonanzboden. In die dämmerigen Seitenschiffe und hinter die aussichtshemmenden Pfeiler werde es sich begeben, kaum zu erblicken und doch als der mitschwingende, tonverstärkende Laudamus-Körper zur Feier unentbehrbar. Dann die gemeinen Soldaten. Abordnungen aus allen Regimentern des Reiches. Grenadiere und Musketiere und Füsilier, Husaren und Dragoner und Kürassiere. Gesunde und Blessierte. Darauf Korporale und Leutnants und Hauptleute. Immer höher hinauf die Rangleiter. Je weiter die Hereintretenden von ihr herabkämen, desto mehr würden sich nach vorn die Bänke füllen. Bis nicht mehr Gruppen in die Kirche einträten, sondern einzelne: Die Generale. Zu ihrem Beschluß Sendlich und Ziethen. Hinter ihnen die Prinzen.

Zunächst die der bestreudeten Höfe. Ihnen auf dem Fuße folgend die preussischen Prinzen. Als Letzte des Königs Bruder Heinrich und der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Alle Bänke gefüllt. Nur eine nicht. Die vorderste. Die wäre ihm vorbehalten, der kaum noch Mensch genannt werden könnte: Friedrich! Der träte nicht in die Fußstapfen der Prinzen. Erst nachdem der Abstand sichtbar geworden sei, der ihm gebühre, schreite er klirrend in die Kirche. Wenn er auf ihre Schwelle träte, erhebe sich jedermann, von dem Armseligsten im Volk bis zu dem Könignächsten, dem Kronprinzen. Auch sie, Chor und Orchester und Orgelspieler, hätten sich allesamt zu erheben. Gleichgültig, ob man sie von unten aus zu sehen vermöge oder nicht. Erst sobald der König sich auf die vorderste leere Bank niedergelassen habe, dürften sie sich wieder setzen. Schneller natürlich als die Zuhörer in der Kirche. Damit sie für sein Tedeum bereit wären. Denn im selben Augenblick werde er seinen Taktstock heben. Und dann — — Doch, das ließe sich mit Worten nicht sagen. Brauche — er wisse es — mit Worten nicht gesagt zu werden.

Aber. Viertelstunde nach Viertelstunde verrann, ohne daß ein Mensch in das Gotteshaus trat. Die Kirchentür wurde nicht aufgetan. Das Volk und die Soldaten, die Korporale und Offiziere, die Generale und Prinzen traten nicht ein. Graun sah immer wieder in die leere Kirche. Sah, nicht begreifend, in die Augen seiner Sänger und Musiker. Sah in sich selbst. Schließlich erklärte Graun den Verwirrten: Er habe ihnen eine falsche Schilderung der Siegesfeier entworfen. Gewiß, die Kirche werde, wenn sie das Tedeum begännen, bis auf den letzten Platz gefüllt sein. Mit all denen, die er hergezählt habe. Jedoch nicht als Letzter, sondern als Erster werde Friedrich kommen. Unbegreiflich, wie er es anders habe sehen können. Wer in dieser Stunde wagen dürfe, vor dem König Gott gegenüberzutreten? Vergessen, was er Falsches gesagt habe! Die auseinandergeschwirrten Kräfte zusammentrufen! Schnell! Nur noch Minuten, dann — —

Beim vorbestimmten Glockenschlag wurde die Kirchentür aufgerissen. Friedrich humpelte herein: Mit dem Stock sich stützend, als ob er auf drei Holzbeinen ginge. Aber kein Prinz — kein General, kein Offizier — kein Korporal, kein Soldat — kein Bürger folgte ihm. Hinter dem König wurde die Kirchentür von unsichtbaren Händen geschlossen. Allein ging Friedrich zu den Holzbänken.

Setzte sich auf irgendeine. Nahm den Dreispitz ab. Krallte beide gichtgekrümmten Hände um die Krücke seines Stockes.

Graun entfiel das silberne Taktstöckchen. Friedrich stieß ungeduldig auf die Steinfliesen des Kirchenbodens. Der kopfschüttelnde Komponist — was blieb ihm anderes? — gab mit der leeren Rechten das Zeichen zum Beginn seines Tedeums. Und die Ouvertüre nahm ihren Anfang. Ohne Schwung. Nicht frei von Fehlern. Die rissen Graun aus seiner Betäubung heraus. Er straffte sich. Übermittelte den Instrumenten genauere Weisungen. Wehrte Gefahren ab. Steigerte Gelingendes. Am Ende der Ouvertüre waren Graun und seine Musikanten da, wo sie beim Beginn hatten sein wollen. Nun sollten die Menschenstimmen einsetzen. Jemand wollte Graun das aufgehobene silberne Taktstöckchen reichen. Er wehrte ab: Firlifanz! Mit beiden gottangehobenen Hän-

den gab er das Zeichen zum Einsatz. Und mit mächtigen Melodienschlägen schwang es sich zum Herrn aller Herren empor:

„Te deum laudamus — — —“

Graun kann sich, gewiß, daß alle Fährnisse überwunden sind, nicht enthalten, nach seinem Zuhörer umzublicken. Da sieht er, daß Friedrich der Große das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hat. Sein Kopf — den Händen zu schwer geworden — ist auf die Holzlehne der Vorderbank gesunken. Schluchzen schüttelt seinen Körper. Kein Zweifel: Der König weint.

Graun, der nun weiß, daß er einen Zuhörer hat, dem Tausendmaltausend nicht gleichgeachtet werden können, reißt alle Kräfte in sich hoch, und reiner, von allem Irdischen unbeschwerter, als es vor der Menge möglich gewesen wäre, läßt er für den Einen seine Töne himmelaufklingen.

Ludwig Ferdinand Clauss

Rasse und Jungsein.

Was uns heute treibt, uns mit Rasse und Hütung des Blutes in unserem Volke zu befassen, ist nicht ein Hang zur Spielerei mit Körperformen — so etwa, wie mancher Hundeliebhaber sie mit Hunderrassen treibt. Rasse ist etwas, das in jeden Augenblick unseres Alltags hineinwirkt und jeder leisesten Regung unserer Seele seine Gestalt gibt. Kein Mensch kann sich der Wirkung der in seinem Blute geltenden rassischen Gestaltgesetze entziehen, wenn auch nur wenige um diese Gesetze wissen.

Das Wort „Blut“ meint hier nicht etwas nur Leibliches. Wohl wirkt sich Rasse im Leibe des Menschen aus: in seiner leiblichen Gestalt, seiner sichtbaren Erscheinung. Doch der lebendige Leib ist ja — seinem Wesen nach — nicht etwas für sich: nicht ein bloßer Körper, nicht ein beliebiges Ding unter Dingen. Der Leib kann, was er ist, nur sein als der Leib einer Seele. Er ist da für die Seele, damit sie an ihm erscheine: der Leib ist das, woran und wodurch die Seele sich ausdrückt. Beide bilden ein Ganzes, eine Einheit der Gestalt. Wennschon die Wissen-

schaft vom Menschen (die Anthropologie) bald mehr das eine betrachtet und bald mehr das andere, so kann sie doch den Leib nicht entseelen und die Seele nicht entleiben, ohne daß sie selbst dabei ihren Sinn verliert.

Es gibt zwei Wege, das Rassenhafte im Menschen zu erforschen. Die Rassenkörperkunde geht vom Leibe aus, den sie auf seine erblichen Gestaltmerkmale untersucht, wobei sie sich im wesentlichen messender und statistischer Methoden bedient. Die Rassenseelenkunde betrachtet das Rassenhafte im Menschen von der Seele her. Da aber die Seele etwas ist, das sich an einem sichtbar erscheinenden Leibe ausdrückt, so stößt die Rassenseelenforschung gleich zu Beginn ihrer Arbeit auf die Erscheinung „Leib“ und erforscht auch die Gestalten der Leiber. Aber nicht in jener Weise, wie das die Rassenkörperkunde tut. Die Rassenseelenkunde mißt nicht und wägt nicht und rechnet nicht: sie stellt nicht Verhältniszahlen wie etwa zwischen der Länge und Breite des Schädeldaches (den sog. Schädel-Index) fest. Ihr geht es nicht um Zahlen und nicht um Maß und Gewicht,